

Die Bilder der anderen

Die New Yorker Computerkünstlerin Natalie Bookchin holt sich ihr Material aus dem Netz – Projekt bei der Foto-Biennale

VON ANTJE LANDMANN

Eine gewaltige Datenbank aus Bildern und Videos hat sich in der Internet-Wolke zusammengebraut. Das kann auch Material für Künstler sein. Ums Sortieren, Auswerten und Teilen geht es im Port25 in Mannheim unter dem Titel „Kein Bild ist eine Insel“. Die Ausstellung ist Teil der am Sonntag zu Ende gehenden Biennale für aktuelle Fotografie. Zentrales Werk ist „Testament“ der New Yorkerin Natalie Bookchin. Die Computerkünstlerin hat Youtube-Tagebücher zu kurzen Filmen zusammengeschnitten.

„Hör mir endlich zu!“ Der junge Mann tritt näher an den Computerbildschirm und rüttelt an der Kamera. Er starrt in die Linse. „Ich bin schwul. Ich bin verdammt noch mal ein Homosexueller. Und ich bin stolz darauf.“ Er gestikuliert, als stritte er mit seinen Kumpels in New York. Aber mit seinem Youtube-Video wendet er sich an die ganze Welt – oder zumindest die englischsprachige mit Internetzugang. Ein Millionen-Publikum könnte sein Bekenntnis anklicken. Tatsächlich interessiert sich nur ein Bruchteil dafür, darunter Natalie Bookchin, die seit 1996, also den frühesten Anfängen des World Wide Web, das neue Medium künstlerisch erkundet.

Was bewegt einen Menschen dazu, Persönliches auf Video aufzunehmen und öffentlich zu teilen? Wie tritt er damit aus seiner Isolation und verknüpft sich mit dem Kollektiv? Das interessierte die New Yorkerin in ihrer Installation „Testament“, und sie durchforstete 2008/2009 die Plattform Youtube nach Tagebüchern. Dort erzählen Menschen, wie sie geübert wurden, spulen die Liste ihrer Psychopharmaka ab, berichten von Diätversuchen – dahinter das ungemachte Bett oder der rosa Plüschhase.

Natalie Bookchin lauscht auf ihre Worte, arrangiert die verwickelten Aufnahmen nebeneinander, lässt diese aufpoppen und verblasen, sodass eine Art Chor entsteht und als Kollektiv



„Ich würde nie ein Video über mein privates Leben drehen“: Natalie Bookchin bei der Biennale.

FOTO: KUNZ

tive eine Geschichte erzählt. Gemeinsam statt einsam. „Die Leute benutzen diese Plattform, weil sie wahrgenommen werden möchten“, ist Bookchin überzeugt. „Aber stattdessen wird ihr Material von den Internetfirmen ausgewertet, um sie besser mit Werbung bombardieren zu können und um die künstliche Intelligenz der Systeme zu verbessern.“

Wachsam kommentiert die Künstlerin in ihren Werken die westlich-kapitalistische Gesellschaftsordnung mit ihren Bruchlinien und Auswüchsen. Der kritische Geist liegt in ihrer Familie. Die Großeltern kamen als

russische Einwanderer in die USA und engagierten sich als Arbeiter gegen Ausbeutung. Ihr Onkel Murray Bookchin war ein Sozialtheoretiker und Begründer des Öko-Anarchismus.

„Mein Vater erzählte uns von der Gewerkschaft und sang politische Lieder“, sagt Bookchin. Während sie lebhaft von ihrer Familie spricht, dreht sie eine Locke in ihrem schwarzen Haar, und man kann sie sich gut vorstellen als „jüdisches Mädchen, das brav Gitarre lernt“. Das Mädchen, das Kunst, Musik und Film liebt. „Als Teenager hatte ich immer das Gefühl, verschiedene Disziplinen ausprobie-

ren zu wollen.“ Nach einem Bachelor in Kulturwissenschaften konzentrierte sie sich im Masterstudium auf die Fotografie, begann aber sofort bewegte Sequenzen zu schneiden.

„Ein einzelnes Bild war mir nicht genug. Das Erzählen und die Zeitdauer waren mir zu wichtig, und der Körper des Betrachters, der sich in einer Installation bewegt“, sagt die 55-Jährige. Als sie aus privaten Gründen nach Los Angeles umzog, nahm sie einen Lehrauftrag als Universitätsdozentin an und dozierte über „Computertechnik in der Kunst“. „Ich hatte keine Ahnung davon“, erzählt Boo-

chkin und lacht herzlich. „Ich habe durch das Lehren gelernt, so wie ich es heute noch mache.“ 1996 wurde sie zur Medienpionierin als Teil des Kollektivs RTMark. Als drei Häftlinge in Texas exekutiert wurden, zeigte Bookchin in „Marking Time“ (1997) deren Porträts auf Bildschirmen, aber zu groß, so dass der Computernutzer die Fotos verschieben muss, um alles zu sehen – und dann bemerkt er, dass seine Bewegungen gleichfalls aufgezeichnet werden.

Aber etwas fehlte, und das entdeckte Bookchin vor zehn Jahren, als sie mit der „Testament“-Reihe begann. Wenn sich der Chor der Youtuber ins Wort fällt, zum Tutti ansetzt oder sich kontrapunktisch widerspricht, dann besticht diese Montage durch ihr Rhythmusgefühl. „Ich schneide erst nach dem Ton, und dann achte ich auf die Bilder, wie sich die Menschen in ihren Räumen inszenieren“, sagt Bookchin. „Erst während des Schneidens formt sich die Erzählung, was den Prozess sehr mühsam macht.“

Erst einen Monat vor der Foto-Biennale hat sie ein letztes kniffliges Kapitel vollendet. Bei „Count“ nennen die Menschen vor der Kamera nur eine Zahl, ihr Gewicht. Sie reduzieren sich auf eine Ziffer, so wie in unserer Computerzeit alles in Einsen und Nullen verwandelt wird. Bookchin wollte allerdings vermeiden, dass man über die Menschen aufgrund ihres Gewichts urteilt. „Wir haben in Amerika eine Fettleibigkeits-Epidemie, die besonders die Arbeiterklasse betrifft, weil Fast Food billig und praktisch ist, wenn man zwei Jobs hat.“

„Ich würde nie ein Video über mein privates Leben drehen“, sagt Natalie Bookchin. „Nicht weil ich Angst vor dem Teilen hätte, sondern weil ich schon eine öffentliche Präsenz habe. Durch meine Kunst kann ich ausdrücken, was ich zu sagen habe.“

TERMINE

„Testament“ ist noch bis 5. November bei der Foto-Biennale im Port25 in Mannheim zu sehen. Videos online auf Youtube oder www.bookchin.net/projects/testament.

NEU IM KINO

FILMBIO

Professor Marston & The Wonder Women

Vor kurzem lief erfolgreich die Comicverfilmung „Wonder Woman“. Nun wird im Film auch die Entstehungsgeschichte des Comics geschildert. Professor William Moulton Marston unterrichtet in den 1930er Jahren an der Universität Cambridge Psychologie. Seine Theorien über Dominanz und Unterwerfung sind umstritten; zusammen mit seiner Frau Elizabeth, ebenfalls Psychologin, entwickelt er zudem eine Vorform eines Lügendetektors. Dann begegnet er der idealistischen Studentin Olive und macht sie zu seiner Assistentin. Olive wird seine Geliebte und auch die Geliebte von Elizabeth – ein polyamöser Dreier von beträchtlicher gesellschaftlicher Sprengkraft, zumal sich das Trio mit Bondage und S/M-Sex vergnügt. Die Inspiration aus dem wahren Leben führte Marston 1941 offensichtlich zur Erfindung der Comicfigur Wonder Woman, in der sich das Äußere und die emanzipatorischen Ideale von Marstons Frauen in Gestalt einer peitschenschwingenden Amazone vereinen. Die Heftchen-Heldin war zeitweise erfolgreicher als Superman. Doch diese „cruel phallic woman“ rief auch Sittenwächter auf den Plan. So unkonventionell diese Geschichte ist, so konventionell und lahm ist sie leider inszeniert. (by USA 2017, Regie: Angela Robinson, mit USA Evans, Rebecca Hall, Bella Heathcote, 108 Minuten. Mannheim: Cineplex.)

DUKUDRAMA

Django

1943 wird der berühmte Jazzgitarrist Django Rheinhardt im besetzten Paris von den Nazis zu einer Deutschlandtournee genötigt. Doch Reinhardt, der im Gegensatz zu anderen Sinti bisher Verfolgungen entging, hat Angst und taucht unter. Er will mit seiner Familie in die Schweiz zu fliehen, strandet jedoch am Genfer See, wo er Kontakt mit anderen Sinti-Musikern aufnimmt. Mit ihnen gemeinsam wird er in Thionville dann doch zu einem Konzert vor Nazis beordert. Soweit die bekannten Fakten über Reinhardts Leben zwischen 1943 und 1945; doch Regiedebütant Comar will sich, statt Lebensstationen abzuhaken, lieber in den Musiker einfühlen. Reda Kateb in der Titelrolle gibt sich als großer Schweiger und nonkonformistische Künstlernatur. Mit katzenhafter Nonchalance ignoriert er alle Regeln und erst recht den Wahn der Nazis, entwickelt aber angesichts der Not seiner Verwandten politisches Bewusstsein. Hinreißend ist der vom Rosenberg-Trio eingespielte Gypsy Swing. Der Antagonismus zu den Nazis, die Reinhardt aus Angst vor aufrührerischen Synkopen verbieten wollen, wird auch musikalisch schön ausgespielt. Es wird aber viel Filmzeit mit einer fiktiven Geliebten veran, deren Schicksal am Ende mehr interessiert als das von Django. (by Frankreich 2017, Regie: Etienne Comar, mit Reda Kateb, Cécile de France, Bimbam Merstein, 117 Minuten. Mannheim: Atlantis.)

Gedichte, Geschichten und etwas Selbstkritik

„Die Räuber '77“ feiern 40-jähriges Bestehen und vergeben den Mannheimer Literaturpreis gleich zweimal

VON HEIKE MARX

Die „Räuber '77“ sind 40 Jahre alt geworden. Zum Jubiläum wurde der von der Mannheimer Autorenvereinigung sonst alternierend ausgeschriebene Literaturpreis im Doppelpack vergeben: Den Preis für Lyrik erhielt Sonja Viola Senghaus, den für Kurzprosa Christine Thieme. „Flucht. Punkt. Stadt“ lautete das vorgegebene Thema.

Der Literaturpreis der „Räuber“ ist nur wenige Jahre jünger als der Verein selbst. Er hat in dieser langen Zeit seinen Namen und auch die Ausschreibungsmodalitäten geändert, war anfangs gering, vorübergehend deutlich höher und ist jetzt wieder

eher gering dotiert. Mangel an Bewerbungen gab es nie; sie waren in der Vergangenheit sogar so zahlreich geworden, dass die Zulassung auf die Region begrenzt wurde. Die Preisvergabe ist der Höhepunkt im „Räuber“-Jahr. Sie fand an wechselnden Orten statt, unter anderem in der Kunsthalle und im TiG7, und ist in diesem Jahr dahin zurückgekehrt, wo die „Räuber '77“ ihre ersten Schritte gemacht haben: ins Studio der Alten Feuerwache, das damals ein Allzweckraum hauptsächlich für Ausstellungen war.

In der Sparte Lyrik waren 108 Gedichte von 43 Autoren (bis zu drei pro Autor sind vorgesehen) eingesandt worden, in der Sparte Prosa waren es 65 Texte. Das wie oft bei den „Räubern“ sprachspielerisch gewählte

Thema „Flucht. Punkt. Stadt“ ist aktuell und hat erwartete, aber auch eher unerwartete Reflexe ausgelöst.

Zu den erwarteten zählt das Preisgedicht „Besser woanders“ von Sonja Viola Senghaus aus Speyer, dem sie auch den Titel „Die Entscheidung“ gibt. Es thematisiert einen Schlussstrich in vier sprachlich dichten ungerimten Verspaaren, die kontinuierlich kürzer werden. Das Gedicht sei in einer schlaflosen Nacht entstanden, erläuterte die Autorin. Sie widmet es „allen unterdrückten, gedemütigten Frauen“. Sonja Viola Senghaus hat an Literatur-Seminaren teilgenommen und einige Texte veröffentlicht.

Der Prosatext „Stadtgründung“ von Christine Thieme zählt zu den eher unerwarteten Annäherungen an das

Thema. Da handlungslos, ist er keine Erzählung im engen Sinn, sondern eine Art Bestandsaufnahme einer Stadt und ihrer sonderbaren Bewohner: Adrian repariert Waschmaschinen, der Apotheker spielt Flügelhorn, Anna-Luise, Flüchtling aus dem Zweiten Weltkrieg, ist ihr Haar durch Boden und Decke gewachsen. Es gibt eine Kirche auf dem Berg, ein Museum, eine Siedlung in der Ebene, die mehrheitlich von alten Leuten bewohnt wird. Ist das Traum oder Alptraum oder beides zugleich? Christine Thieme ist Übersetzerin in Neckarsulm, hat Kurzgeschichten und Lyrik in Anthologien veröffentlicht.

Ein Literaturverein von der Beständigkeit der „Räuber '77“ ist fraglos ein Faktor im Kulturleben der Stadt. In

Mannheim hat er in dem an der Abendakademie angesiedelten „Literarischen Quadrat“ einen Ableger gebildet, und nach seinem Vorbild hat sich in Heidelberg vor 25 Jahren die „Literatur Offensive“ gebildet.

Trotz vieler Erfolge war beim Jubiläum auch Selbsthinterfragung angesagt. Dass einem „Räuber“ der Durchbruch zu literarischem Ruhm gelänge oder viele junge Mitglieder herbeiströmten – „das wär's!“, schwärmte die Vorsitzende Kristin Wolz ironisch. Aber ist dies der Zweck eines literarischen Vereins heute? Jens Bortloff, Vorsitzender der Mannheimer Goethe-Gesellschaft, sah diesen in Feldern, in denen die „Räuber“ erfolgreich sind: wahrgenommen werden, Zeichen setzen, sich lokal einbringen.

Die unbekanntenen Großeltern

Filmemacherin Jessica Jacoby und ihre Dokumentation „Roads“ im Mannheimer Cinema Quadrat

VON STEFAN OTTO

Die Berliner Filmemacherin Jessica Jacoby entstammt einer auf ganz besondere Weise zerrissenen Familie. Einer ihrer Großväter war der berühmt-berüchtigte Regisseur Veit Harlan, der Propagandafilme wie „Jud Süß“ für die Nazis drehte. Ihr anderer Großvater war Jude und wurde von eben diesen Nazis deportiert und ermordet. Über dessen Zweig ihrer Familie drehte Jacoby die Dokumentation „Roads“, die sie in Mannheim vorstellte.

„Auf den einen ist immer sehr viel Licht gefallen, im Sinne von Umstrittenheit und Prominenz, der andere ist in der Dunkelheit verschwunden“, sagt die Regisseurin. Ihr Film „Roads“ zwischen Düsseldorf und New Orleans“, so der volle Titel, rückt ihn und die Seinen wieder ins Licht.

1938, ein Jahr vor Beginn des Zweiten Weltkriegs, ging der Düsseldorfer Jude Klaus Jacoby, Jessica Jacobys Vater, ins US-amerikanische Exil, zuerst nach New York und dann nach New Orleans. Zunächst fand er Arbeit als Hutverkäufer, später gab er Foto-Kurse in einem jüdischen Kinderheim. Ende 1941 kam er zur US-Armee.

„Nun braucht Uncle Sam jeden, selbst einen Flüchtling“, notierte er damals in sein Tagebuch, das zusammen mit den erhaltenen Briefen seiner Eltern die Grundlage des textlasti-

gen Dokumentarfilms bildet. „Alles wird mit Massenmord enden“, ahnte er nach dem Angriff der Japaner auf den Flottenstützpunkt Pearl Harbor. In den Briefen seiner jüdischen Eltern, die ihn aus Deutschland erreichten, wurde die Bitte immer dringlicher, ihnen zur Ausreise in die USA oder nach Kuba zu verhelfen.

„Spätestens nach der Reichspogromnacht stand fest, dass sie unbedingt rauswollten, aber nicht konnten“, erklärte Jessica Jacoby im Cinema Quadrat. Ihr Film verdeutlicht, wie Klaus Jacoby sich bemüht, aber nichts für seine Eltern erreichen kann. Schließlich wurden sie von Düsseldorf in das Ghetto Minsk deportiert und dort getötet.

Klaus Jacoby kehrte 1950 nach Deutschland zurück. Als Fotograf arbeitete er für eine Zeitung der amerikanischen Streitkräfte. Bei einer Reportage über deutsche Künstler begegnete er Susanne Körber-Harlan, einer Tochter der Schauspielerin Hilde Körber und ihres vormaligen, inzwischen geschiedenen Ehemannes Veit Harlan. Klaus und Susanne heirateten, Jessica Jacoby ist ihre Tochter.

Ihre Großeltern mütterlicherseits lernte die heute 63-jährige Historikerin und Filmemacherin noch kennen, während die Großeltern väterlicherseits, die Juden Artur und Ella Jacoby, zum Zeitpunkt ihrer Geburt 1954 bereits über ein Jahrzehnt nicht mehr am Leben waren. „Ich wusste kaum



Einer ihrer Großväter war der Nazi-Regisseur Veit Harlan, der andere der Jude Artur Jacoby: Filmemacherin Jessica Jacoby in Mannheim.

FOTO: KUNZ

etwas über sie“, erinnerte sich Jacoby. Bis sie ihre Briefe an den Sohn bei einer Tante in Südafrika fand. „Durch diese Briefe habe ich sie erst kennengelernt.“ In „Roads“ verknüpft die Regisseurin die Briefe und das Tagebuch ihres Vaters zu einem kunstlos schlicht gehaltenen, aber bewegenden filmischen Dialog, der die Judenverfolgung, Vertreibung und Exil, Alltagsbilder des Krieges, aber auch die Folgen in der Nachkriegszeit einfängt.

„Mir ging es darum, Bilder zu finden, um das, was diese Briefe und Tagebücher transportieren, in eine visuelle Form zu bringen“, führte Jacoby

aus. „Es war die Herausforderung, die ich spannend fand, die Konfrontation von Historischem mit den authentischen Schaulätzchen in Düsseldorf und New Orleans heute, die Suche nach Spuren und Kontinuitäten. Genau diese Mischung hat mich als Filmemacherin angesprochen.“

Zehn Jahre lang hat sie an dem Film gearbeitet. Dabei ist „Roads“ nur der erste Teil einer Trilogie, die sich ausführlich mit der jüdischen Großfamilie Jacoby befasst. Die beiden Fortsetzungen sind kaum gezeigt worden und auch nicht auf DVD erhältlich. Im Cinema Quadrat lief nur Teil 1.

Bach bis Hindemith

Oggersheimer Kammermusiken in der Markuskirche

VON GABOR HALASZ

Musik zum Reformationsjahr erklang bei den Oggersheimer Kammermusiken in der Markuskirche. Als Programmthema diente „Wege von und zu Bach“. Über Mendelssohn und Max Bruch war der Bogen bis zu Max Reger und Hindemith gespannt. Mitglieder der Staatsphilharmonie und Freunde ließen den Werken anregende Aufführungen angedeihen.

Bachs Musik war dramaturgisches Leitthema des ersten Teils. Er begann und endete mit Bach pur: dem Choralvorspiel für Orgel „O Mensch, bewein dein Sünde groß“ und dem zweiten Violinkonzert in a-Moll. Dazwischen erklangen Regers Aria, seine Bearbeitung für Streichorchester

von „O Mensch, beweine ...“ und Hindemiths Trauermusik für Viola und Streicher, die ebenfalls Bezug nimmt auf einen Bach-Choral. Nach der Pause folgten das Streichquartett in e-Moll von Mendelssohn, für den Bach und die Reformation ebenfalls zentrale Themen waren, und Bruchs Kol Nidrei, die Vertonung eines hebräischen Gebets zum Vorabend des Jom Kippur, der höchsten jüdischen Feiertage. Dieses reizvolle Programm erfuhr ohne Einschränkung adäquate Wiedergaben. Das Konzert stand durchweg im Zeichen hoch entwickelter kammermusikalischer Kultur. Seine

Prägung erhielt das Konzert zunächst durch akribisch ausgefeilte, feine Sololeistungen. So spielte Stella Sykora-Nawri Hindemiths Trauermusik sehr überlegen, mit kernigem, sonorem Bratschenton, im Ausdruck intensiv. Und wenn schon vom Ton die Rede ist, die bekanntlich, die Musik macht, dann sei der von Matthias Bantay produzierte exquisit, bis in die hohen Cellolagen sanglich abgerundete, mit expressivem Nachdruck gepaarte Klang hervorgehoben. Stilvoll, in Phrasierung und Artikulation prägnant präsentierte Daniel Kroh Bachs Violinkonzert. Dessen Choralvorspiel gestaltete Organist Hans Jochen Kaup ohne Fehl und Tadel.

Eine Glanzeleistung zeigte zum Schluss des Konzerts das Chiarina Quartett mit den Violinisten Johanna Lastein und Daniel Kroh, der Bratscherin Stella Sykora-Nawri und der Cellistin Ruth Bantay bei Mendelssohn. Der Vortrag bestach in den Eckdaten durch unbändigen Willen zum Ausdruck und zum Formen, durch ein mehr als beeindruckendes Maß an Spannung, an vitalem Elan und im zweiten Satz durch Leichtigkeit, Eleganz und Virtuosität. Letztere freilich war auch für das Finale prägend. Nicht zu vergessen die besessenen Lyrismen im langsamen dritten Satz.

Schließlich: Vorbildlich agierte das durch Felicitas Laxa (Violine und Viola) und Wolfgang Güntner (Kontrabass) ergänzte Kammerorchester.